Nr. 296 Drittes Blatt 166. Jahrgang Samstag, 16. Dezember 1916

Erscheint täglich mit Ausnahme des Sonntags.

Beilagen: „Gießener Familienblätter“ und „Kreisblatt für den Kreis Gießen“.

Postscheckkonto: Frankfurt am Main Nr. 11686. Bankverkehr: Gewerbebank Gießen.

Gießener Anzeiger

General-Anzeiger für Oberhessen

Zwillingsrunddruck und Verlag: Brühl'sche Universitäts-Buch- u. Steindruckerei. R. Lange, Gießen.

Schriftleitung, Geschäftsstelle und Druckerei: Schulstraße 7. Geschäftsstelle u. Verlag: ☎ 51, Schriftleitung: ☎ 112. Anschrift für Drahtnachrichten: Anzeiger Gießen.

Im deutschen Belgien.

Von einem Brüsseler Mitarbeiter.

Die wallonische Bewegung.

Brüssel, den 9. Dezember 1916.

Wer die belgische Flüchtlingspresse und auch die holländische Presse liest, der könnte annehmen, seit einigen Wochen denke man in Belgien nur noch an die Arbeitslosen, die nach Deutschland reisen, um dort nach 27 monatlichem Nichtstuerleben endlich wieder einmal regelmäßige Beschäftigung zu finden. Die ententefreundlichen Zeitungen suchen denn auch der Angelegenheit ein ganz besonderes Interesse dadurch zu geben, daß sie täglich Tartarennachrichten verbreiten, an denen kein wahres Wort ist. In Wirklichkeit aber geht das Leben im besetzten Belgien seinen ruhigen Gang weiter. Es wird ebensoviel gearbeitet wie vorher und mit ebensolcher Ruhe wie seit Beginn des Krieges. In den Straßen der Stadt Brüssel herrscht das gleiche geschäftige Hasten und Treiben wie ehedem. Als Beweis dafür, daß tatsächlich alles seinen Weg weitergeht, möge dienen, daß in der letzten Zeit sich eine gewisse Bewegung im Lande geltend gemacht hat, der man anfänglich keine große Beachtung schenkte, die aber allmählich so gewachsen ist, daß man ihr eine ernste Bedeutung nicht absprechen kann.

Es handelt sich um die wallonische Bewegung. Um diese zu verstehen, muß man zurückgreifen auf die Zeit vor dem Kriege. Als im Jahre 1912 die allgemeinen Kammerwahlen nach einem beispiellos heftigen Wahlkampfe zuungunsten der vereinigten Opposition, also der Liberalen und Sozialdemokraten, ausgingen, erhob sich dieselbe zu einem scharfen Kampf gegen die katholische Partei. In einer außerordentlichen Session der Kammer wurden während voller drei Wochen die schwersten Anklagen gegen die katholische Regierung des Herrn De Broqueville erhoben. Man sagte ihm nach, er habe den Sieg durch unlautere Mittel erkämpft. Und als schließlich die Bewegung in ruhigere Bahnen einlenkte, da benutzte sie der sozialistische Abgeordnete für Charleroi, Jules Destrée, um Propaganda für eine separatistische Bewegung zu machen. Den Niederschlag seiner Agitation bildete ein offener Brief, den er an König Albert richtete. In diesem schön geschriebenen Brief verlangte er stürmisch die Verwaltungstrennung für Belgien. Der König hat den Brief nicht beantwortet, aber bei dem Neujahrsempfang des Senats im Jahre 1914 unter deutlichem Hinweis auf die von Destrée geführte Bewegung zur Einigkeit gemahnt; das belgische Volk könne Großes leisten, wenn es einig sei, wenn die beiden Rassen sich ergänzten. Die Destréesche Bewegung wuchs kurz vor Beginn des Krieges, und sie verdichtete sich zu einer in Lüttich gegründeten wallonischen Liga, die als ihr Wahrzeichen den gallischen Hahn auf gelbem Grunde annahm. Ueber diesen Coqwallon ist um jene Zeit viel gewitzelt worden und man muß gestehen, wie sich diese wallonische Liga um jene Zeit gebärdete, mußte sie den Spott der breiten Menge herausfordern. Die Zahl ihrer Anhänger war nicht groß, denn sie wurde schon deshalb von oben herunter bekämpft, weil sie im Grunde gar keine Rassenbewegung war, sondern eine demokratische Bewegung gegen die klerikale Partei, die in Belgien seit 28 Jahren die Regierungsgewalt in Händen hatte. Es handelte sich also hier um den Ausfluß einer oppositionellen Minderheit, die während der Wahlen im Jahre 1912 eingesehen hatte, auf normalem agitatorischen Weg nicht zum Sturz der Regierung zu gelangen.

So lagen die Dinge, als der Krieg im Jahre 1914 ausbrach. Die Führer der wallonischen Partei wurden mit der belgischen Regierung landflüchtig, und sie haben lange nichts von sich hören lassen. Zu Beginn des Jahres 1915 hatten sie in Paris ein Blatt „La Wallonie“ herausgegeben, das aber von der französischen Regierung unterdrückt wurde, weil es die bekannten annexionistischen Ideen propagierte. Mit derartigen Quertreibereien wollte die französische Regierung nichts zu tun haben, wenigstens wünschte sie nicht, daß sie von Fremdlingen, die die französische Gastfreundschaft genießen, weiter verbreitet würden. Durch die Unterdrückung dieser Zeitschrift wurde es einige Zeit still. Man hörte nichts mehr von den Wallonen, bis sie vor etlichen Monaten mit einer neuen Zeitschrift auf dem Plan erschienen, mit der „Opinion Wallonne“, deren Hauptleiter Raymond Colleye wurde. Inzwischen hatten sich die Wallonen offenbar eines unangenehmen Schreiers, des Schriftstellers Louis Dumont-Wilden, entledigt, der die Befähigung hat, alle Bewegungen, denen er sich anschließt, nach kurzer Zeit zu kompromittieren. Er soll es auch gewesen sein, der die Zeitschrift „La Wallonie“ in den Tod getrieben hat. Die neue Zeitschrift erschien mit ihrem alten Programm, mit dem Programm der administrativen Trennung; aber ihre geistigen Führer bewiesen von der ersten Nummer ab, daß der große Weltkrieg, in den auch Belgien hineingezogen wurde, nicht spurlos an ihnen vorübergegangen war. Während die meisten Wallonen vor dem Kriege die flamische Bewegung bekämpften und zum Ausdruck brachten, daß sie das Recht der Flamen, ihr eigenes Leben zu leben, nicht anerkennen wollten, bejahte jetzt die neue Zeitschrift diese Frage. Sie geht sogar so weit, die Gründung der flamischen Universität in Gent zu begrüßen, und sie richtet den schärfsten Kampf gegen alle, die die imperialistischen Gedanken einiger belgischer Minister unterstützen; sie will weder holländisches, noch luxemburgisches, noch deutsches Gebiet annektieren, sondern das alte Belgien auf föderalistischer Grundlage hergestellt wissen. Mit dem Temperament, das den Wallonen eigen ist, treten die Mitarbeiter der „Opinion Wallonne“ für ihre Sache ein. Ihre Tätigkeit ist auf das besetzte Gebiet übergesprungen. Es haben sich nämlich die Wallonen auch in Belgien zusammengeschlossen, um ihrerseits die Verwaltungstrennung aus den gleichen Gedanken heraus, aus denen sie die Flamen reklamieren, zu beanspruchen. Die Zahl ihrer Anhänger ist so groß geworden, daß mit der Agitation im innerpolitischen Leben Belgiens fortan gerechnet werden muß; sie ging dazu über, eine neue Zeitschrift zu gründen, die „L'Avenir Wallon“, die mit großem Geschick das Programm der neuen wallonischen Bewegung verficht. Mit diesem Anwachsen der wallonischen Bewegung ist sie zu einer Rassenbewegung geworden, denn sie erkennt nunmehr an, daß Belgien aus zwei verschiedenen Volksstämmen zusammengesetzt ist, von denen jeder einzelne das Recht auf Existenz hat, ohne daß der eine dem andern seine Sitten, seine Sprache oder seine Politik aufdrängen könnte. Die deutsche Verwaltung hat in richtiger Würdigung dieser offen zutage getretenen Verhältnisse und in Fortsetzung dessen, was sie bereits für die Unterrichtssprache getan hat, im Unterrichtsministerium eine Aenderung vorgenommen. Dort gibt es eine wallonische, d. h. eine französische Abteilung und eine flämische. Durch diese Neuerung wird den alten Gesetzen, die die belgischen Parlamente angenommen hatten, Rechnung getragen, und es wird dafür gesorgt, daß die Flamen nicht wieder, wie es früher geschehen ist, in ihren Rechten geschmälert werden. Auch die wallonischen Zeitschriften begrüßen diese Zweiteilung im Unterrichtsministerium mit Freuden, und sie sind der Ansicht, daß es sich hier um etwas handelt, was auch die belgische Regierung anstandslos, wenn sie wiederkehren sollte, nicht mehr unterdrücken kann, genau wie die Wallonen jetzt in Frankreich erklären, die flamische Universität in Gent sei für Zeit und Ewigkeit geschaffen. Daß diese Bekundungen der belgischen Regierung in Le Havre keine besondere Freude bereiten werden, läßt sich denken, denn den Standpunkt, den das Ministerium gegenüber diesen separatistischen Gedanken einnimmt, kennt bis jetzt niemand. Zuerst hieß es, man werde später, wenn man wieder zurückgekehrt sei, gegen alle die vorgehen, die unter der Okkupation die flämische Bewegung begünstigen, vor allem aber gegen die, die das bekannte Hochschulmanifest zugunsten der Genter Universität unterzeichnet haben. Einer der Minister hat erklärt, das sei unrichtig, trotzdem es das XXe Siècle verbreitet habe; das Ministerium habe keinen Beschluß nach dieser Richtung hin gefaßt.

Aus alledem geht hervor, daß die jetzige Bewegung ernst ist, daß sie Boden unter den Füßen hat und daß sie anwächst. Das merken die Herren in Le Havre, die immer gute Rechner waren, schon jetzt, und deshalb werden sie sich wohl auch hüten, voreilige Schritte zu unternehmen, die ihnen später unangenehm sein könnten. Im ganzen darf man die Bewegung begrüßen, weil sie eben den Beweis liefert, daß das belgische Volk aktiv ist und schon jetzt über seine Zukunft nachzudenken beginnt.

Kriegsbriefe aus dem Osten.

Telegramm unseres zum Ostheer entsandten Kriegsberichterstatters. (Unberechtigter Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.)

Die neuen russischen Angriffe in den Waldkarpathen.

In den Karpathen, 13. Dezember 1916.

Nachdem in den Kämpfen des August und September durch die siegreichen deutschen Truppen dem drohenden Eindringen der Russen in die ungarische Tiefebene ein fester Wall entgegengestellt war, begannen am 28. November starke Angriffe gegen diese schützende Mauer. Hauptsächlich war es dem Gegner um den Besitz der beiden Straßen zu tun, die aus der Bukowina über die Karpathenkämme nach Ungarn führen. Im Norden ist das die Straße von Kolomea über den Tartarenpaß nach Körösmezö, im Süden die von Kampolung dem Tal der Goldenen Bistritz folgende nach Felsö Visso. Die jene beiden Straßen beherrschenden Punkte waren daher auch den stärksten Stößen ausgesetzt.

Charakteristisch für den Ernst dieser Kämpfe gerade in den letzten Tagen ist die Tatsache, daß sie sich auf verhältnismäßig enger Front mit einem ganz außerordentlich großen Aufwand von Menschen und Munition abspielen. Es ist den Russen trotz ihrer schweren Opfer nicht gelungen, an irgend einem Punkt einen wesentlichen Erfolg zu erzielen. Wenn der Heeresbericht einmal das Aufgeben eines Grabenstückes meldet, so ist das bei der Eigenart der Front, die sich dem Gelände anpassen muß, nicht anders zu bewerten, als das vorübergehende Vibrieren einer Kompaßnadel. Im ganzen steht unsere Karpathenfront völlig heil und unerschüttert. Gerade die Kämpfe der letzten Tage haben ihre Festigkeit bewiesen und uns nennenswerte Vorteile gebracht. Mittags am 10. erfolgte ein ziemlich heftiger Angriff auf unsere Stellung, westlich von Mestecanesci, der restlos abgeschlagen wurde. Zur selben Zeit wie hier hatten wir im Nordabschnitt unterhalb des Tartarenpasses unsere Stellung Sumarem-Wysna Preluka viermal nach lebhafter Artillerietätigkeit behauptet. Am Kabul, im Tal der Kirlibaba und im Mestecanesci-Abschnitt richtete der Russe am 11. Angriffe auf die Höhen des Lozdan und Smotrec ohne Erfolg. Sein Angriff auf die Tunnelhöhe von Mestecanesci führte zu erbitterten Nahkämpfen, in denen unsere Handgranatenwerfer den sich zäh wehrenden Feind vertrieben, aber schon in der Nacht zum 10. erfolgten neue Angriffe gegen denselben Punkt. Der Feind glaubte in der Dunkelheit unsere Grabenbesatzung überrumpeln zu können und brach nach Mitternacht mit starken Sturmkolonnen ohne Artillerievorbereitung vor. Unsere Batterien sorgten dafür, daß er schnell wieder Kehrt machte. Nicht viel anders verlief ein zwei Stunden später einsetzender Sturm gegen den ganzen Mestecanesci-Abschnitt. Die anrennenden Massen werden durch unsere Maschinengewehre und unser Infanteriefeuer niedergemacht. In den daraufolgenden Tagesangriffen hat der Feind neue blutige Verluste und läßt uns außerdem noch 124 Gefangene.

Für Kriegsberichterstatter Rolf Brandt, i. V. M. H.

Meteorologische Beobachtungen der Station Gießen.

Dez. 1916		Barometer auf 0° reduziert	Temperatur der Luft	Absolute Feuchtigkeit	Relative Feuchtigkeit	Windrichtung	Windstärke	Grad der Bewölkung in Zehntel der sichtb. Himmelsfl.	Wetter
15.	2^{n}	—	2,1	4,4	82	—	—	10	
15.	9^{n}	—	1,4	4,6	92	—	-	10	
16.	7^{v}	—	1,3	4,8	95	—	-	8	

Höchste Temperatur am 14. bis 15. Dezember 1916: + 2,7° C.
Niedrigste „ „ 14. „ 15. „ 1916: — 0,7° C.
Niederschlag 1,4 mm.

Wie man vor hundert Jahren Not und Teuerung bekämpfte.

Es war vor hundert Jahren. Napoleons Heere waren längst besiegt, aber die Besatzungstruppen der Verbündeten standen noch in Nordfrankreich. Da erschien in ganz Mitteleuropa ein furchtbarer neuer Feind: der Sommer 1816 hatte unendlichen Regen und viele kalte Tage gebracht, noch im September stand an vielen Orten der Roggen unreif auf den Feldern, unendlich viel verdarb durch die Nässe, die Ernteergebnisse waren äußerst dürftig, zeitig begann der Winter, Not und Teuerung brachen allenthalben aus. Wie erwehrte man sich damals dieser schlimmen Feinde? Dr. H. Knüfermann geht dieser Frage in einem interessanten Aufsatze des nächsten Grenzbotenheftes nach, der durch den Vergleich mit der Nahrungsmittelknappheit der Gegenwart eine um so größere Bedeutung erhält. Die ruhigen, besonnenen Deutschen fanden sich nach Möglichkeit mit den schwierigen Verhältnissen ab; nur an einzelnen Orten Süddeutschlands kam es zu erregtem Einspruche gegen eine Kornausfuhr nach der Schweiz. In England und Frankreich dagegen kam es zu schweren Tumulten; in London erstürmte im November 1816 der Pöbel die Bäckerläden und in einzelnen französischen Städten zerstörten die Volksmassen wiederholt die Getreidespeicher, so daß die Regierung Militär aufbieten mußte.

In Deutschland wetteiferten die Hilfe Einzelner und die der Vereine mit der des Staates und schon damals zeigte sich, daß Deutschland auch der größten Schwierigkeiten Herr zu werden wußte. Die Preise waren wegen der geringen Kornmengen auf das Vielfache des normalen gestiegen. Da waren es die reichen Leute, die durch freiwillige Sammlungen beträchtliche Summen für die Armen aufbrachten. So sandten wiederholt Hamburger Bürger größere Beträge nach dem sächsischen Vogtlande, nach dem Erzgebirge, nach der Schweiz. Aus den sächsischen Bergwerksgegenden wird berichtet, daß die Belegschaften einzelner Zechen Ueberstunden machten und den Verdienst bedürftigen Kameraden zukommen ließen. „Vereine gegen Teuerung“ entstanden an zahlreichen Orten. Wohlhabende Bürger brachten Summen von einigen hunderttausend Talern zusammen; dafür wurden Vorräte an Korn, Mehl und sonstigen Lebensmitteln angekauft und den Bedürftigen allmählich zum Einkaufspreise abgelassen. Oder aber die Vereine ließen Brot backen und verteilten dies gegen geringe Bezahlung oder gar umsonst an die Notleidenden. Auch Volksküchen, sogenannte „Suppenanstalten“, wurden eingerichtet. Die bedeutendsten dieser Vereine entstanden in Elberfeld, Frankfurt a. M., Berlin, Hannover, Hamburg und Wien. Vielleicht noch wichtiger als die Unterstützung der Notleidenden durch diese Vereine war ihr Einfluß auf die Getreidepreise. Sie geboten erfolgreich den schlimmsten Preistreibereien und dem furchtbarsten Wucher Einhalt. Als besonders erfolgreich ist der Elberfelder Verein zu nennen, der im Sommer 1816 gegründet worden war und anscheinend im Anfange des Dezembers die ersten „Brotmarken“ einführte. Sie wurden geprägt, um dem Mißbrauche zu steuern, daß das auf Kosten des Vereins gebackene billige Brot aus Elberfeld ausgeführt und so den Bedürftigen der Stadt entzogen wurde. Jeder Arme erhielt so viel Brotmarken, als ihm nach dem Satze von dreiviertel Pfund für den Kopf und Tag zukam. Diese Marken kosteten das Stück 5 Stüver. Man gab sie dem Bäcker zu diesem Werte in Zahlung, und der Bäcker konnte mit ihnen den von dem Verein gelieferten Roggen kaufen.

Noch wichtiger waren die Maßregeln, zu denen Staaten und Regierung in der Not griffen: Ausfuhrverbote wurden erlassen, die Getreideeinfuhr dagegen von Abgaben und Zöllen befreit. Viele Regierungen verboten das Bierbrauen, das Brennen von Kornschnaps und die Erzeugung von Kartoffelschnaps ganz oder teilweise und in der Schweiz ging man stellenweise so weit, das Backen von Kuchen und das Abhalten von Lustbarkeiten zu verbieten. Die Zersplitterung Deutschlands brachte es mit sich, daß keine Einheitlichkeit herrschte. Preußen versuchte zwar, auf dem Bundestage ein Uebereinkommen mit den anderen deutschen Staaten zu schließen, um alle Hindernisse zu beseitigen, die dem freien Verkehr mit Getreide und sonstigen Lebensmitteln im Wege standen, allein anscheinend wurde nur von Fall zu Fall ein Uebereinkommen zwischen den in Frage kommenden Bundesstaaten erreicht. Einzelne Regierungen griffen zu außergewöhnlichen Mitteln. So ließ der König von Württemberg zur Linderung der Not als erster das Wild in seinen Forsten abschießen und die Tiergärten schließen. Die für sie aufgestapelten Vorräte kamen dem Volk zugut und das Fleisch der abgeschossenen Tiere wurde beträchtlich vermindert.

Lang und schwer war der Winter. Viele Deutsche wanderten aus. Aber man kam über die furchtbarste Not hinweg, im Frühjahr kamen große Getreidesendungen aus den russischen Ostseeprovinzen und Polen und das Jahr 1817 mit seiner günstigen Ernte machte der Not ein Ende.

*

— Neue Aphorismen Dostojewskis. In dem in den nächsten Tagen erscheinenden diesjährigen „Almanach Münchener Verleger“ werden u. a. eine Reihe Aphorismen Dostojewskis veröffentlicht, die zum ersten Male ins Deutsche übersetzt sind. Der große russische Dichter kannte wie kaum ein anderer sein Heimatland, das er mit schonungsloser Offenheit geschildert hat; ihm ist aber auch Deutschland so wenig wie Frankreich und England fremd geblieben. Mit scharfem, unbestechlichem Blick hat er überall beobachtet und sich in das Wesen der Länder und Völker versenkt. Dabei kommt er zu manchen bedeutsamen Erkenntnissen, die gerade heute von Interesse sein dürften. Im August 1870 hielt er sich in Dresden auf, er erlebte den Ausbruch des Krieges und schrieb darüber nieder: „Ich sah damals diese deutschen Soldaten in den Krieg ziehen und sah sie mit unwillkürlichem Wohlgefallen: man sah es, daß sie nicht getrieben wurden — sie gingen von selbst.“ Mit Staunen bemerkt er ein andermal: „Danach zu urteilen, wie die Deutschen arbeiten, handelt es sich bei ihnen nicht um besondere Kunststücke, sondern vielleicht nur um die ganz allgemeine Gewohnheit der Arbeit und sozusagen um den Sieg über die Mühe der Arbeit.“ Und er findet die Gegenüberstellung: „Der deutsche Junge: Pflicht; der russische Junge: zerfallene Familie.“ Ein rückhaltloses Urteil fällt er über die Franzosen als Kulturbringer: „Selbst der banalste und liederlichste Franzose verläßt uns mit der Ueberzeugung, die Russen beglückt und Rußland wenigstens zum Teil reformiert zu haben.“ Und wiederum: „Der Franzose lebt in dem Glauben, alles zu wissen und zu kennen, selbst das, wovon er keinen Schimmer hat.“ Und über das Verhältnis der Briten zu den Franzosen schrieb Dostojewski die bezeichnenden Worte: „Der Engländer ist selbst heutigen Tages noch nicht fähig, in der Tatsache, daß es Franzosen auf der Welt gibt, eine vernünftige Notwendigkeit zu sehen. Der Franzose zahlt ihm das mit genau derselben Münze heim, sogar mit Zinsen, und das trotz aller Bündnisse und ententes cordiales.“

— Kriegsernährung und Zahnkrankheiten. Schon mehrfach wurde der Versuch unternommen, vom ärztlichen Standpunkt wertvolle Beziehungen zwischen der gegenwärtigen Kriegsernährung und dem allgemeinen Gesundheitszustand zu erforschen. Hierbei erscheint eine Beobachtung von Interesse, die der Schularzt Dr. Schäfer in seinem Bezirk, der Gemeinde Berlin-Pankow, machte. Dr. Schäfer hatte sich nach seinen Ausführungen in der Berliner Klinischen Wochenschrift hauptsächlich mit den Zahnkrankheiten der Schuljugend beschäftigt. Bekanntlich war im Frieden die Zahl der mit Zahnkrankheiten behafteten Schulkinder verhältnismäßig sehr groß, von einzelnen Aerzten wurde sie sogar mit 90 Prozent angegeben. Nunmehr machte Dr. Schäfer die überraschende Entdeckung, daß in seinem Bezirk die Verhältnisse sich während des letzten Jahres bemerkenswert geändert haben. Während zu Ostern 1914 in der Schule ein Prozentsatz von 53 zahnkranken Mädchen und 58 zahnkranken Knaben festgestellt wurde, betrug am 23. Februar dieses Jahres der Prozentsatz unter den Mädchen nur noch 35, unter den Knaben nur noch 15. Demnach kann nicht mehr daran gezweifelt werden, daß die Kriegsernährung den Zustand der Zähne in außerordentlich vorteilhafter Weise beeinflußt. Die Einzelgründe dieses Zusammenhanges bedürfen noch näherer Erläuterung, doch kann wohl heute schon ausgesprochen werden, daß die Hauptursache in dem verminderten Fleischgenuß und überwiegenden Brotgenuß der gegenwärtigen Ernährungsweise zu suchen ist.

— Eine Friedensfeder. Daß sich die Franzosen oftmals um unwichtige Nebendinge etwas zuviel kümmern, beweist die Geschichte einer berühmten Friedensfeder, derjenigen nämlich, mit der der dritte Frieden von Paris im März 1856 unterzeichnet wurde, der dem Krimkriege ein Ende machte. Es scheint beinahe, als ob die Besorgung dieser Feder sorgfältiger vorbereitet wurde, als der Frieden selbst. Zum Zwecke der Erhaltung dieser Feder nämlich begab sich der Vorgesetzte der Protokollführer, Herr Teuillet de Conches, nach dem Pariser Jardin des Plantes, um dem dortigen großen Adler eine Feder ausreißen zu lassen, was jedoch nicht ohne weiteres bewerkstelligt werden konnte. Man mußte erst das Tier in ein starkes Netz hüllen, in welchem es sich lange Zeit gegen die Prozedur sträubte und so unruhig und widerspenstig gebärdete, daß es den mit dem Ausrupfen der Feder beauftragten Wärter einige Male zu Boden warf, so daß dieser erst die Feder nach einem regelrechten Kampf mit dem Adler erreichen konnte. Nachdem dann mit dieser schwer errungenen Feder der Friede unterzeichnet war, wurde sie von einem Hofjuwelier mit Edelsteinen und allegorischem Zierat ausgeschmückt und auf einen großen Papierbogen geheftet, auf den um die Feder herum alle bei den Friedensunterhandlungen beteiligten Gesandten ihre Unterschriften und Amtssiegel setzten, und Herr Teuillet de Conches bescheinigte auf demselben Papier, daß die Feder auf seine Veranlassung und unter seiner Aufsicht einem Königsadler entrissen wurde. Das dann mit vergoldetem Rahmen umgebene Blatt gelangte darauf in den Besitz der Kaiserin Eugenie.